

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 25

Sonntag, den 14. Mai 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag 14. Mai: Bonifatius. **Montag**, 15. Mai: Rupert. **Diens-**
tag, 16. Mai: Johannes von Nepomuk. **Mittwoch**, 17. Mai: Paschalis.
Donnerstag, 18. Mai: Venantius. **Freitag**, 19. Mai: Petr. u. Paul. **Samstag**,
20. Mai: Bernhardin.

Dritter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 16, 16—22.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater. Da sprachen einige von seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Wahrlich, wahrlich, sag' ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebiert, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.

Nachdem David die Bundeslade nach Zion übertragen, und der Herr ihm Ruhe gegeben vor seinen Feinden ringsum, da glaubte er, die Zeit sei gekommen, daß dem Herrn an Stelle des beweglichen kleinen Zeltes ein massiver schöner Tempel erbaut werde. Er sprach daher eines Tages zu dem Propheten Nathan: „Siehst du nicht, daß ich in einem Hause von Cedernholz wohne, während die Lade Gottes nur unter Zierfellen steht?“ Nathan konnte nach menschlicher Einsicht das Vorhaben nur billigen. Daher erwiderte er: „Gehe hin und tue alles, was du im Sinne hast, denn der Herr ist mit dir.“ In der darauffolgenden Nacht erging jedoch das Wort des Herrn an ihn: „Gehe und sprich zu meinem Diener David: Dies sagt dir der Herr: Nicht du sollst mir ein Haus bauen, weil du ein Mann der Kriege bist und Blut vergossen hast. Siehe, das spricht der Herr der Heerscharen: Ich habe dich als Hirten von der Weide hinweggenommen, auf daß du der Fürst siehest über mein Volk. Ich bin mit dir gewesen allerorten, wo du wandeltest, habe alle deine Feinde vor dir ausgerottet und deinen Namen groß gemacht und habe eine Stätte geschafft meinem Volk Israel, daß es da wohne und nicht mehr zittere, und ich werde dir Ruhe schaffen vor all deinen Feinden; und der Herr verkündigt dir, daß er dir ein Haus bauen wird. Dein Sohn, der dir geboren werden soll, wird ein Mann des Friedens sein, ich will ihm Ruhe verschaffen vor allen seinen Feinden und Israel Frieden geben alle Tage seines Lebens, weshalb er Salomon (= der Friedensame) heißen wird. Er wird mir ein Haus bauen, und ich will den Thron meines Reiches feststellen bis in Ewigkeit.“ Nathan teilte alle diese Worte dem Könige mit. Da ging David in das Heiligtum und sprach zum Herrn: „Wer bin ich, mein Herr und Gott, und was ist mein Haus, daß du mich so hoch erhoben hast? Und doch schien dies noch wenig zu sein in deinen Augen, denn du hast dem Hause deines Dieners bis in die ferne Zukunft geweiht. Was könnte David da noch weiter begehren, da du deinen Diener so verherrlicht hast? Herr, laß deine Verheißung in Erfüllung gehen in Ewigkeit, damit dein Name verherrlicht werde in Ewigkeit, und man allgemein sage: Der Herr der Heerscharen ist der Gott Israels, und das Haus Davids, deines Dieners, stehe fest vor dir. Du hast angesungen, das Haus deines Dieners zu segnen; und wenn du es segnest, o Herr, so wird es gesegnet sein in Ewigkeit.“

Welch tief gläubige, wahrhaft königliche Gesinnung offenbart sich doch in diesem Gebete Davids! Das Verbot des Tempelbaues sollte keine Strafe sein, denn die vielen blutigen Kriege, die David führte, waren ja vom Herrn selber angeordnet, sondern ein Gebot der Klugheit und höchsten Weisheit. Bei den unruhigen kriegerischen Zeiten wäre der Tempelbau nicht sonderlich gefördert worden. Das Volk sollte sich dem Bau eines so gewaltigen Heiligtums ungestört und mit ganzer Teilnahme hin-

geben. Der Eindruck und die Erinnerung war dann nachhaltiger und der Religiosität weit förderlicher. Es kam hinzu, daß ein so gewaltiges Kunstwerk, wie es der neue Tempel sein sollte, — der salomonische Tempel war das reichste und größte Kunstbauwerk der alten Welt — ungeheure Kosten verschlang. Der fortwährende Kriegszustand ließ aber allgemeinen Wohlstand nicht aufkommen. Es mußte erst eine lange Friedensperiode vorausgehen, nach innen und außen Handel und Verkehr sich entwickeln, der Sinn für Kunst und Schönheit geweckt werden und ein leistungsfähiger Handwerkerstand emporkommen.

David gab sich mit dem Verbot des Tempelbaues zufrieden, versäumte aber nicht, soweit es in seiner Macht stand, seinem Sohn und Nachfolger Salomon die Mittel für den Bau bereitzustellen. Alle seine kriegerischen Unternehmungen mußten nicht bloß dem Frieden des Landes dienen, sondern auch dem hohen Ziele des künftigen Tempelbaues. Die reichen unterworfenen Völker im Süden, Osten und Norden des Landes lieferten mit den ihnen abgenommenen Beutestücken Gold und Silber und anderes Edelmetall und Edelhölz. Ferner beschaffte er jetzt schon Marmor und Quadersteine, so daß bei seinem Tode das Baumaterial der Hauptsache nach vorhanden war.

Auch hier sehen wir wieder als Forderung Gottes Berrichtung, Aufgeben von Diebstahlsplänen, Unterordnung unter den Willen Gottes. Nichts Großes kommt zustande ohne beständige Opfer. Stets muß das heilige Feuer auf dem Opferaltar brennen, sonst erlöscht die Glut, und die Schatten der Nacht lagern sich an heiliger Stätte. Und je höher einer steht an äußerer Macht, und je mehr Mittel ihm zur Hand stehen, seinen Willen durchzusetzen, desto öfter sieht er sich gezwungen, mitten auf dem Wege einzuhalten, nach rechts oder links abzubiegen oder ganz umzukehren und sich neu zu orientieren. Wie selten finden aber die Hochgestellten und Regierenden den Mut, diesen Schritt zu tun. Sie sind in dem Wahne befangen, die Autorität leide, wenn ein als ungewöhnlich erkannt Mittel aufgegeben und ein anderer Weg versucht werde. Wahrhaft große Menschen sind indessen der Meinung, daß die Autorität viel mehr leidet, wenn der Irrtum beibehalten und dem Volke aufgezwungen wird. Es ist niemals eine Schande und stets ehrenhaft, einen Irrtum einzugehen und ihn aufzugeben.

Einsichtige Eltern werden auch bei ihren Kindern schon fröhe anfangen, sie an Opfer und Entfagung zu gewöhnen. Das was man in der christlichen Abscheu Abtötung nennt, ist der Anfang dieses Opferganges und schon von den Kindern sehr wohl zu üben. Im lateinischen Unterrichte des Geistlichen und Lehrers werden die Kinder frühzeitig darauf hingewiesen. An den Eltern liegt es aber, in liebevoller vertraulicher Art darauf einzugehen und Hand in Hand mit dem Lehrer die Abtötung der Kinder zu pflegen. Niemals schaden die Abtötungen dem Körper. Nach dem Urteil verständiger Ärzte und Gelehrten dienen sie sogar zur Kräftigung und Stählung des Körpers. Für die geistige Entwicklung des Kindes, für seine Charakterfestigung, für die Stählung des Willens, für die Vorbereitung des jungen Menschen für seine spätere entbehrungsreiche Lebenszeit sind diese kleinen Vorübungen von entscheidendem Einfluß. Wer in seiner Jugend niemals oder schlecht angehalten worden ist, sich in erlaubten Dingen etwas zu versagen und kleine Opfer zu bringen, wird in späteren Tagen, wenn ein wirklich schweres Opfer von ihm verlangt wird, und es dann kein Ausweichen und Aufschieben gibt, leicht der Verzweiflung anheimfallen und unter dem Opfer hart und bitter seufzen und stöhnen, oder zusammenbrechen, während der von Jugend auf Geübte sich gar leicht tut und jedes Opfer, das er bringen muß, und sei es noch so groß und schwer, bewältigt.

„Ich werde dir Ruhe schaffen vor allen deinen Feinden.“ Diese Verheißung des Herrn traf bald ein. David errang Sieg auf Sieg. Zuerst demütigte er aufs neue die Philister und eroberte ihre Grenzstädte. Dann schlug er die Moabiter und machte sie zinspflichtig, ebenso den König von Soba, (zwischen Damaskus und dem Euphrat) und dehnte sein Reich bis an den Euphrat aus. Die Syrier, die dem Könige von Soba zu Hilfe kommen wollten, schlug er aufs Haupt, machte sie zinspflichtig und legte in ihre Hauptstadt Damaskus eine Besatzung. Als der König von Emath (in Syrien) von diesen Waffenerfolgen Davids hörte, schickte er seinen Sohn zu ihm, ließ ihm Glück wünschen und reiche Geschenke darbringen. Bei seiner Rückkehr aus Syrien stellten sich David die Edomiter entgegen. Er schlug sie nieder, legte in ihr Land Besatzungen und machte es sich dienstbar.

Alle diese Großtaten vollbrachte er teils selbst, teils durch

das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! (Matth. 22, 36—39.) Auch der hl. Johannes betont den engen Zusammenhang der Gottes- und Nächstenliebe mit den Worten: „Wir haben von Gott dieses Gebot empfangen, daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe. (1. Joh. 4, 15.) Wer da sagt, er liebe Gott, und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner.“ (ebend. 20.)

Der hl. Thomas schreibt: „Die Liebe Gottes und des Nächsten entsteht aus einer und derselben Liebe, weil es dieselbe Liebe ist, die da macht, daß wir sowohl Gott selbst als auch den Nächsten lieben, weil es Gott so haben will.“ Noch schöner und anschaulicher drückt sich der hl. Augustin darüber aus: „Du mußt zum Gehen zwei Füße haben; und willst du zum Himmel gehen und zu Gott kommen, so brauchst du ebenfalls zwei Füße. Und welches sind diese? Die beiden Füße der christlichen Liebe: der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Wenn dir einer dieser beiden Füße fehlt, so wirst du hinken und das Ziel deiner Wanderschaft nicht erreichen!“ Wie viele dieser Hinkenden gibt es aber nicht! Die einen meinen Gott zu lieben, lieben aber den Nächsten nicht, hassen ihn vielleicht. Diese hinken ebenso gut und stark wie jene, die Gott nicht kennen und lieben wollen, dafür aber viel von Bruderliebe fasseln. Solch Hinkende fühlen in ruhigen Stunden selbst zu deutlich, daß sie sich vergebens nach dem hohen Ziele der Ewigkeit abmühen.

Wir müssen also den Nächsten lieben! Aber, wer ist denn unser Nächster? Darauf hat Christus selbst die Antwort gegeben, als ihm ein Gesetzeslehrer die nämliche Frage stellte.

„Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen ein Levit; er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn liegen und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, goß Öl und Wein in seine Wunden und verband sie; dann hob er ihn auf sein Eseltier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des anderen Tages zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun“, fragte der Heiland den Gesetzeskundigen, „von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber fiel? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan. Und Jesus sprach zu ihm: Geh hin und tu desgleichen!“ In lebensvoller Beziehung zur damaligen Zeit und ihren Verhältnissen zeigt der Heiland, wen wir als Nächsten betrachten müssen. Nicht nur, den, der uns verwandtschaftlich, geistlich und brüderlich nahe steht; nein, jeden, selbst den, der uns durch Geburt, Gesinnung, Volksangehörigkeit ferne steht. Der Unglückliche in der Parabel war ein Jude. Wer gerade der Umstand, daß ihn ein Samaritan rettet, erhöht die Deutlichkeit der Antwort. Juden und Samaritanen standen sich wenigstens fremd gegenüber, trotzdem trägt der Samaritan keinen Augenblick Bedenken, dem Verwundeten zu helfen, ihm mehr zu geben, als die Lage eigentlich forderte.

Also der Nächste ist jeder Mensch, mag er uns in den verschiedensten Beziehungen auch ferne sein. Von unserer Nächstenliebe darf kein Mensch ausgenommen sein! Der hl. Augustin schreibt: „Du sollst jeden Menschen für deinen Nächsten halten, wenn er auch kein Christ ist; denn du weißt nicht, was er bei Gott ist, und was Gott noch mit ihm vorhat. Der heute noch unter den Götzendienern steht und einen Stein anbetet, kann morgen sich bekehren und den wahren Gott anbeten, vielleicht andächtiger als du, der du seiner zuvor gespottet hast!“ Bei einem Bischofe wurde eines Tages eine arme Frau angemeldet, die seine Güte in Anspruch nehmen wollte. Wie alt ist sie? fragte er. „Siebzig Jahre!“ — „Ist sie wirklich in bedrängter Lage?“ — „Sie sagt es!“ — „Nun, so muß man es wohl glauben. Geht ihr fünf- undzwanzig Gulden!“ — „Fünf- undzwanzig Gulden? Gnädiger Herr, die Frau ist eine Jüdin!“ — „Eine Jüdin?“ — „Ja, ja, gnädiger Herr!“ — „Nun, das ändert an der Sache nichts; wir müssen ihr vielmehr für das Vertrauen danken!“ — Das war edle, hochherzige Nächstenliebe! Vor allem darf unsere Nächstenliebe den Armen, den Unsympathischen nicht ausschließen; die Nächstenliebe darf kein Ansehen der Person kennen! „Meine Brüder! Sehet doch nicht, da ihr an unseren glorreichen Herrn Jesum Christum glaubet, auf das Äußere der Person! Denn wenn in eure Versammlung ein Mann kommt mit goldenem Ringe und in prächtiger Kleidung, es kommt aber auch ein Armer in schlechter Kleidung, und ihr sehet auf den, der das prächtige Kleid trägt und sprecht zu ihm: „Du sehe dich hier auf den guten Platz!“ zu dem Armen aber saget ihr: „Du steh dort oder sehe dich hier zu meinem Fußschemel!“ urteilt ihr da nicht eigenwillig, und seid ihr nicht Richter nach ungerechten Grundsätzen? Hört, meine Brüder, hat nicht Gott die Armen in dieser Welt auswählt zu Reichen am Glauben und zu Erben des Reiches, das Gott denen, die ihn lieben, verheißen hat? Wenn ihr demnach das königliche Gebot erfüllet, wie die Schrift sagt: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! so handelst ihr recht. Wenn ihr aber auf das Äußere der Person seht, so begehrt ihr Sünde und werdet von Gott als Übertreter gestraft.“ (Gal. 2, 1—10.) Das Wort „Äußere“ steht hier für alles, was äußerlich unterscheidet; diese Unterscheidung darf in der Liebe nicht obwalten — sie muß alle umfassen.

Doch brauchen wir deshalb nicht alle gleich stark zu lieben. Das sagt uns Vernunft und Glaube!

„Glaubensgenossen!“ (Gal. 6, 10.) Ein Beweis für die Allgemeinheit der Nächstenliebe, aber auch ein Beweis, daß wir in der Liebe doch unterscheiden dürfen!

Dah wir unsere Eltern, die uns das Leben schenken, die für unsere leibliche und geistige Ausbildung sorgten, die in tausend bangen Stunden an unserem geistlichen und ewigen Glück bauten, besonders lieben müssen, sagt uns nicht nur die Vernunft, sondern auch das erste Gebot auf der zweiten Gesehestafel; und durch eine Verheißung, die dem lebenshungrigen Menschen besonders verlockend scheint, wird zur Befolgung dieses Gebotes noch eigens aufgemuntert. Daß Eheleute, daß Geschwister einander in lebendigerer Liebe zugetan sein müssen, daß die Bande des Blutes überhaupt eine wirksamere Liebe nicht nur zulassen, sondern sogar fordern, ist so selbstverständlich, daß eine eigene Begründung fast lächerlich erscheint. Daß wir unsere Glaubensgenossen mehr lieben, tatkräftiger unterstützen dürfen, sagt uns nicht nur das obige Schriftwort; das Beispiel des hl. Paulus und seiner Genossen, die für die Gläubigen in Jerusalem zur Zeit einer Not so eifrig sammelten, sagt uns das deutlicher als jedes Wort. Die geistlichen und weltlichen Vorsteher, die Leiter der kirchlichen und weltlichen Geschäfte sind uns durch ein besonderes Band verbunden, verdienen deshalb ebenso eine besondere Liebe. Daß wir unserem Seelsorger, überhaupt unseren Wohltätern an Leib und Seele den Dank, zu dem uns Kopf und Herz anspornt, in größerer Liebe abstaten, ist wiederum eine Selbstverständlichkeit. Diese besondere Liebe gegen alles, was uns näher steht, darf aber nicht im Herzen bleiben, sie muß in die Tat übergehen. Gerade dieser Umstand aber beweist aufs neue, daß wir in der Liebe unterscheiden müssen und dürfen, da ja schon die Dertlichkeit es unmöglich macht, dem Fernstehenden dasselbe zu leisten, was ich dem Nahestehenden gewähren kann.

Die opferreiche Kriegszeit legt es mir nahe, noch von einer Liebe zu handeln, die gerade jetzt die größten Forderungen stellt — von der Vaterlandsliebe; auch sie ist Nächstenliebe! Ueber sie schreibt ein Mann, der sein Vaterland in heißester Liebe umfing, der dieser Liebe wegen auch die größten Opfer brachte: „Mancher pflegt mit seinen allgemeinen menschlichen Gefühlen zu prunken, um die Liebe zum Vaterlande herabzusetzen; er spricht: „Mein Vaterland ist die Welt; der Winkel, wo ich geboren bin, hat kein Recht auf meine Vorliebe... Die Liebe zum Vaterlande ist nichts, als eine Art Eigenliebe, die sich vieler Menschen bemächtigt hat, um ihnen das Recht zu geben, die übrige Menschheit zu hassen!“ So hat mancher gesprochen; aber laß dich nicht zum Spielwerk solch niedriger Weisheit machen... Allerdings können wir von der ganzen Welt sagen, daß sie unser Vaterland sei, und die Religion gebietet uns, daß wir alle Menschen ohne Unterschied des Landes und Standes als unsere Brüder erkennen und lieben sollen, weil wir alle Kinder des einen und desselben Vaters sind und werden sollen. Allein diese Wahrheit, obgleich sie an der Spitze aller menschlichen Gesellschaft steht, hebt darum andere, engere gesellige Verhältnisse nicht auf, und die Religion will ebensowenig die Liebe zum Vaterlande, als die Liebe zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden und Verwandten aus der Welt schaffen. Denn auch das ist eine Tatsache, daß sich die Menschheit in Völker abteilt; und geheiligt ist diese Tatsache von Gott selbst dadurch, daß er sich im alten Bunde ein eigenes Volk gründete, bei dem er seine Verheißung niederlegte. Jedes Volk ist ein Ganzes von Menschen, die durch Geseze und Sitten, gleiche Sprache und Abstammung, Ruhm, Drangsale, Hoffnung, zu einer besonderen Anhänglichkeit vereinigt sind. Die Gemeinschaft und Gleichheit von Interessen unter den Gliedern eines Volkes einen gemeinen Egoismus nennen, wäre gerade so viel, als wenn einer die Liebe zwischen Eltern und Kindern eine Verschwörung gegen die übrige Menschheit nennen wollte. Die Vaterlandsliebe ist stets eine edle Empfindung, sie mag sich auf ein großes oder kleines Land beziehen!“ (Silvio Pellico.)

Das deutsche Volk betätigt in großartiger Weise diese Liebe. Doch damit sie umso reiner und erhebender sich äußere, muß sie von oben ihre Weihe, ihre übernatürliche Richtung haben; sie muß christliche Nächstenliebe sein, die trotz ihrer weitberzigen Allgemeinheit dem Volksgenossen zuerst und mit besonders warmen Herzen beibringt; sie darf aber nie zum Haße gegen Fremde werden, die das gleiche Recht wie wir haben, ihr Vaterland besonders zu lieben; ihre Opfer fürs Vaterland haben den gleichen Wert die gleiche Weihe wie unsere. Jeder Deutsche sollte mit Gott sein Vaterland so lieben, daß auf ihn nicht angewandt werden kann, was einmal ein Engländer schrieb, und was jetzt auf so viele seiner Landsleute paßt: „Ein großer Teil von dem, was heutzutage für Vaterlandsliebe ausgegeben wird, besteht aus bloßem Pharisäertum und aus Engherzigkeit, die sich als nationale Vorurteile, nationale Eitelkeit, nationaler Haß äußern.“ (Smiles.) Deine Vaterlandsliebe sei echte, wohlgeordnete Nächstenliebe; sie ist auch dann echte, wohlgeordnete Vaterlandsliebe!

Die schwarze Schlucht

Von Franz Wichmann.

„Vorsicht! Da war es wieder. Wie wenn ein Stein unter einem Fußtritt sich löste.“

„Mir ist es, als bewegten sich drunten die Bische.“

„Bleibt hier zurück!“ entschied der Blumauer Flori, der die Patrouille führte. „Du dritt kommen wir nicht unbemerkt heran.“

Auf Händen und Füßen kroch der junge Kaiserjäger den Steilhang entlang. Unten in der Tiefe rauschte unsichtbar der Bahnbach, zur Rechten und Linken türmten die wildgerissenen Felsen der Schwarzen Schlucht sich auf. Zwischen dem dunklen Gestein aber, das ihr den Namen gegeben, öffnete sich gegen Süden ein lichter Durchblick. Wie eine blutige Flamme verboberte dort auf dem Felsenaltar der Gletscher die Sonne. Blut, das war die rechte Farbe, die ihr berauschend die Augen blendete! Er hatte es fliehen sehen in den finsternen Wäldern der Karpathen, in den weiten Ebenen Galiziens, er hatte sich mit den Russen geschlagen, weil sie seines Kaisers, seines Landes Feinde waren. Aber gehaßt hatte er sie nicht, nicht gehaßt wie diese welschen Verräter, die sein geliebtes Tirol bedrohten. Jetzt ist er unten. Seine Kameraden haben sich nicht getäuscht. Hinter dem dichten Strauchwerk im blauen Dämmer-schatten der Felsen steckt etwas.

„Halt, wer da!“ schnellte er auf, die scharfen Augen auf die verdächtige Stelle gerichtet.

Ein leichter Aufschrei der Ueberraschung. Die Büsche teilen sich, zwei Arme schlingen sich um seinen Hals.

„Flori! Ja, ist es denn möglich? — Du hier! Wieder daheim!“

In der ersten Freude will er das geliebte Mädchen küssen, aber der Ton ihrer Stimme, aus der mehr Schrecken als Freude klingt, läßt ihn zögern. „Hast denn nicht meinen Brief erhalten? Mußt doch wissen, daß mein ganzes Regiment zurückbefördert ist, gleich wie's zum Krieg mit den Kesselmachern kam.“

„Auf die Zeitenalm kommt der Postboot gar selten.“

Bewundert sieht er das schöne, lichtblonde Mädchen an. „Da droben bist? Das wenn ich gewußt hätt! Ist ja kaum zwei Stunden vom Wachtthaus am Moserbudel, wo unser Kommando liegt.“

„Man hat uns droben gelassen, so lange keine Gefahr droht.“

„Aber was tust du hier drunten allein?“ fragt er mit neu erwachendem Argwohn. Die Waldrast-Traubel ist viel begehrt gewesen, und Liebe und Eifersucht sind bei ihm am gleichen Tage erwacht.

Das Mädchen schlägt die dunkelbewimperten braunen Augen nieder und wird verlegen. „Ich — ich — weiß nicht,“ stottert sie — „ich hab' einen gesehen.“

„Ah — doch keinen von den welschen Schuften?“

„Ein Soldat war's nicht.“

„Vielleicht ein Spion. Wo ist er hergekommen?“

Von der italienischen Seite. Am Greifenkogel hat der Hüterbub eine Gemse bemerkt. Die ist so verschreckt daher gesprungen, als habe ein Mensch sie erschreckt. Und dann ist auch einer gekommen. Wie ein Ziegenhirt hat er ausgeschaut. Aber aus der Gegend war er nicht. Und Geissen hat man auch keine gesehen. Eine ganze Stunde haben wir ihn beobachtet. Manchmal ist er geseffen, hat herumgeseppelt und dann ist's gewesen, als ob er zeichnet oder schreibt. Schließlich ist er hier gegen die Schlucht hinabgestiegen. Da bin ich ihm nach — aber er war schon verschwunden.“

„Schneid hast,“ meint Flori bewundernd.

„Sag' lieber Furcht. Schau, ich bring den Gedanken nicht los, daß sie etwas vorhaben — hier durch die schwarze Schlucht.“

„Teufel — da kämen sie uns ja in den Rücken“, zuckt er zusammen. „Ich muß zu meinen Leuten zurück, muß es noch heute dem Hauptmann melden.“

Ihre wettergebräunten Wangen entfarben sich. Schon be-
cent sie, daß sie zu viel gesagt. „Flori — tu's nicht,“ bittet sie mit bebender Stimme.

„Warum nicht,“ — tritt er bestrebt zurück. „Es ist doch meine Pflicht.“

„Weil — weil — der Giovanni — der Hans dabei ist.“

„Ah — so — der. Aber wie kannst du wissen, daß dein Bruder?“

„Vor dem Krieg habe ich noch einen Brief erhalten. Daß sie ihn einberufen haben — zum 12. Bersaglieri-Regiment.“

„Das liegt drunten am Mortero-See. Wir wissen es von Gefangenen, die wir drüben am Col di Fendo gemacht haben. Aber was ändert das? Dein Bruder ist unser Feind!“

„O, mein Gott, daß es auch so hat kommen müssen,“ schluchzt das Mädchen auf, und die Furcht vor dem Kommenden kauft ihr eiskalt durch die Glieder.

Die Familie Ballo stammte aus der Schweiz, wo auch Hans und seine jüngere Schwester Traubl geboren waren. Nach dem frühen Tode des Vaters aber hatte die Witwe den Waldrast-Bauern von Glans geheiratet und war mit ihm in seine Tiroler Heimat übergesiedelt. Zwischen Sohn und Mutter hatte es damals Streit gegeben. Von im Westland lebenden Verwandten aufge-
gehet, hatte Hans sich ihrer Neuvermählung widersetzt, und als sie dennoch auf ihrem Willen bestand, war er zu seinen Ver-
wandten gegangen und italienischer Untertan geworden. So hatte das Schicksal den Bruder und die mit der Mutter gezogene Schwester getrennt, bis nun der furchtbare Krieg sie vielleicht als Feinde zusammenführte. Auch Traubl mußte einen solchen in ihm sehen, denn mehr als vorher war ihr die neue Heimat leuer, seit sie Flori liebte.

„Weine nicht,“ suchte der Kaiserjäger das Mädchen zu trösten. „Du hast vielleicht dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet.“

„Nein, — nein — ich will's nicht“ — schreit sie auf.

Stehen, und voneinander reihen. Flori! —
Statt zu antworten, reißt der Jäger sich aus ihren um-
schlingenden Armen. „Laß mich — ich muß zu meinen Leuten
zurück.“

Raum graut der Morgen, als sie schon vor der Hütte
steht. Gespannt lauscht ihr Ohr in die Tiefe. Neben dem mur-
melnden Rauschen des Baches unterscheidet sie deutlich ein an-
deres Geräusch — den dumpfen Tritt von Norden her mar-
schierender Soldaten. Sie sind es — die Kaiserjäger.

Der Blick des verzweifelnden Mädchens richtet sich auf
das hochaufragende Kreuz, an dessen rotem Stamm die ver-
goldete Figur des Heilands hängt.

Nur ein Wunder kann noch das Entsetzliche verhüten, nie-
mand mehr helfen als der Erlöser. Hastig bricht sie die Alpen-
rosen, die rot zu ihren Füßen glücken, und schneidet damit das
heilige Bild. Ein altes Lied geht durch ihren Sinn:

„Ich steck kein Kreuz mit Blumen aus,
Sonst opfert keiner hier.“

Du Herrgott auf der Alm heraus

Behüt' mein Schatz dafür!“

„Und den Bruder wie ihn,“ fügt sie laut hinzu. Mit ge-
rungenen Händen wirft sie sich nieder und fleht in stöhnender
Qual: „Herr, ich lasse dich nicht, du erhöhest mich denn.“

Bleich dämmert der Morgen. Von der Schwarzen Schlucht
herauf dröhnen in ihr Gebet die ersten Schüsse.

Schwer, aber kurz ist für den Blumauer Flori der Kampf
gewesen. Ueber seine Liebe hat die Pflicht gestegt und ihn
melden lassen, was er von Traubl gehört.

In der Nacht noch bricht die ganze Compagnie auf, den
Anschlag zu vereiteln. Auf beiden Seiten der Schlucht hat der
Hauptmann seine Leute verteilt. Hinter den düsteren Felsen
gedehnt liegen die Schützen, wie Jäger auf dem Anstand, dem
nahenden Wild entgegenstehend.

Jetzt ist der Augenblick gekommen. Im fahlen Dämmer-
grau des Weges blüht es unten auf. Bajonette funkeln, gespen-
stisch wehen die Federbüsche der Bersaglieri. Ein ganzes Ba-
taillon schiebt sich in die Schlucht. Voran der Major, vom
Pferde gestiegen, hinter ihm die Fahne, zwischen Bach und Fels-
wand sich drängend.

Da krachen die Büchsen der Oesterreicher, donnernd rollt
die Steinlawine nieder und staut das blutrot sich färbende Wasser.

Ein Schrei des Entsetzens geht auf. — Angstvoll harren
aller Blicke nach oben. „Zurück — zurück — der Feind!“

Ein wirres Fluchten hebt an, der Träger der Fahne fällt
— ein anderer springt hinzu, sie zu retten. Floris brennende
Augen verfolgten ihn. Der soll ihm nicht entgehen.

Staub qualmt auf. In blauen Dampf hüllt sich die
Schlucht. Die Schützen sehen ihr Ziel nicht mehr.

„Hinunter jetzt!“ befiehlt der Führer: „Mit dem Ba-
jonett auf sie!“

Wie Genssen klettern und springen die Tiroler hinab. Flori
allen voran. Da ist der Fahmenträger wieder! Verfolgt sich sehend,
nimmt er die Felsen hinan. Flori ihm nach. Jetzt stehen sie beide
oben, unter sich die schwindelnde Tiefe. Der Italiener will das
Tuch von der Stange reißen, es um sich schlingen, um die Hand
für die Waffe frei zu bekommen. Aber Flori ist schneller. Mit
wütendem Sage springt er ihn an. „Mir die Fahne!“ leucht er.
„Gib dich gefangen — oder du bist des Todes!“

Der Italiener wehrt sich. Doch nur einen Augenblick dauert
das verzweifelte Ringen. Unter den stampfenden Tritten der Wä-
tenden bröckelt der Fels. Ein doppelter Aufschrei. Fest einander
umklammernd haltend, stürzen die Kämpfer in die Tiefe.

Der Hütte auf der Zeitenalm nahen Schritte. Erschrocken
blickt Traubl nach dem Hüterbuben. Sind sie im Vertrauen auf
Gott und die Ihren zu lange geblieben — ist es der Feind?

Der Sepp lügt zum Fenster hinaus. „Einer der Unsrigen
ist's. Ich kenne ihn, der Friedl von Acham, der bei den Land-
stürmern ist.“

Das Mädchen will aufatmen und erzittert zugleich in neuer
Furcht. Der Friedl kennt ihren Liebsten! Warum sendet man
ihn herauf? — Heiliger Gott — er wird doch nicht die Schreckens-
kunde —

Ehe sie ausdenken kann, steht der Mann schon in der Tür.
„Kommt beide herab. Tote und Verwundete liegen zu Haus. Wir
brauchen alle Hände.“

Traubel wagt keine Frage, während sie mit dem Hüterbuben
folgt. stammeln ihre Lippen nur immer tonlos das Gleiche: „Nicht
möglich, Herr, so gehe dieser Mensch an mir vorüber.“

„Da liegen noch zwei“, hört sie den Hauptmann sagen, als
sie den Grund der Schlucht betritt — „seht nach, ob sie tot sind.“
Wankenden Schrittes schließt sie sich den Sanitätsoldaten an. Ein
Blick auf die Regungslosen sagt ihr alles.

„Flori — Hans!“ heult sie in wildem Schmerz auf.

„Beide auf einmal — das ist zu viel!“

Aber ihr Schrei tut Wunder. Er erweckt die scheinbar Toten.
„Traubl!“ — stammelt der Jäger noch halb betäubt — „ich
habe sie — die Fahne — hier —“

„Unglücklicher — und mein Bruder?“

„Wie — er — mein Gefangener wäre?“ —

Auch der Italiener erhebt sich hitzig, zerhackend, doch lebend.
— „Schweiger! — Der Himmel hat ein Wunder an uns getan.“

Da bricht Traubl erschüttert in die Knie. „Gelobt sei Jesus
Christus!“